Kunst, Wissenschaft und Unterhaltung

Der Krieg und die Kunst.

Uns wird geschrieben:

Die Beschießung der Kathedrale von Reims durch unsere Geschütze hat bekanntlich einen Entrüstungssturm, nicht nur bei unseren Feinden, auch in neutralen Ländern hervorgerufen. Ueber die Torheit dieses Lärms sind alle Verständigen einig. Wenn sich jemand vor die Venus von Milo stellt, um auf mich zu schießen, dann schieße ich natürlich zurück, so leid es mir auch tut, das Meisterwerk zu gefährden. Soweit ist alles klar und in Ordnung. Aber nicht in Ordnung ist manches, was sich an diesen Streit bei uns angeschlossen hat. Daß der Schweizer Maler Hodler eine aus demselben Anlaß in Genf erschienene Kundgebung, die in albernes Schimpfen über uns deutsche „Barbaren" ausartete, mitunterschrieb, beweist gewiß seine mangelhafte Ueberlegung und seine schnöde Undankbarkeit für all die Ehre, die ihm Deutschland vor allen anderen Ländern erwiesen hatte; es verdient jede persönliche Zurechtweisung. Wenn aber zur Strafe dafür der ehrwürdige Senior der Universität Jena oder gar schon diese selbst ihren bedeutendsten künstlerischen Schmuck, Hodlers Gemälde des Auszugs deutscher Studenten in den Freiheitskrieg, an den Meistbietenden verkaufen will, dann beruht dieser Plan auf erregter Verwechslung von Dingen, die, in Ruhe betrachtet, nichts miteinander zu tun haben. Hodlers Gemälde bleibt ein prachtvoller künstlerischer Ausdruck für ein ruhmreiches Stück unserer Geschichte, mag auch der Maler in jüngster Zeit ein sehr mangelhaftes Verständnis für sie gezeigt und uns dadurch beleidigt haben. Wollten wir allen Kunstbesitz, dessen Meister sich irgend einmal ähnlich an uns vergangen haben, in diesen leidenschaftlich bewegten Zeiten hinauswerfen, dann würden wir uns nach dem Kriege bitter verarmt finden an Werten, die Millionen von uns erhoben und förderten. — Im entgegengesetzten Sinne abzuweisen ist eine andere Aeußerung, die sich gleichfalls an die Reimshetze anschließt. Unsere Beschießung der Kathedrale erklärte ein italienischer Schreier als Racheakt für das angebliche Scheitern des angeblichen Planes, aus dem Kunstbesitz der Feinde unsere Museen zu bereichern. Der Hauptadressat dieses albernen Vorwurfs Generaldirektor Bode in Berlin, hat ihn sogleich scharf zurückgewiesen mit der bündigen Erklärung, daß bei uns niemand dem unrühmlichen Vorbilde Napoleons nachstrebt. Aber ein Dresdner Blatt glaubte Bode Lügen strafen zu dürfen, indem es versicherte, die Mehrheit des deutschen Volkes wünsche vielmehr, dereinst die niedergeworfenen Feinde auch auf diesem Gebiete aufs härteste zu strafen. Wir freuen uns, sagen zu dürfen, daß hinter dieser Aufforderung zum brutalen Kunstraub keine von den maßgebenden Persönlichkeiten Dresdens steht. Es ist dringend zu wünschen, daß der vornehme Sinn des deutschen Volkes solches Wutgeheul ablehnt. Sonst könnte der Tag erscheinen, wo wir den Haß der Nationen nicht mehr als Ausgeburt des blassen Neides betrachten dürften.

---

* **Aus den städtischen Theatern.** Infolge vertraglicher Verpflichtungen und der zurzeit bestehenden Verkehrserschwerungen konnte Frau Luise Modes-Wolf ein weiteres Gastspiel auf Anstellung, zu welchem sie verpflichtet ist, jetzt nicht absolvieren. Die Intendanz hat sich deshalb entschlossen, den Vertrag, der sie an unsere Bühne bindet, zunächst für die Spielzeit 1914/15 in Kraft treten zu lassen. — Zu der Erstaufführung „Die Ulanen" singt Rudi Gfaller im 2. Akt als Einlage ein von ihm verfaßtes patriotisches Marschlied „Laßt sie nur kommen", Text von Dr. Willi Lohöfer.

* **Die kriegszahnärztlichen Kurse,** die auf Veranlassung des Kultusministeriums am Zahnärztlichen Institut der Universität Leipzig abgehalten wurden, und über die bereits kurz berichtet worden ist, gehen jetzt ihrem Ende entgegen. Der Besuch war außerordentlich zahlreich; nicht nur Zahnärzte aus Leipzig und Umgegend nahmen daran teil, sondern auch solche aus Dresden, Halle, Chemnitz usw. Es führte Herr Professor Pfaff die Teilnehmer in das umfangreiche Gebiet der zahnärztlichen Kriegschirurgie ein, die besonders darin besteht, die Schußverletzungen der Kiefer, die einen großen Prozentsatz der Kopfverletzungen bilden, durch geeignete Schienen, Verbände usw. zu heilen. Wenn man die Erfolge der zahnärztlichen Behandlung auch bei ausgedehnten Zertrümmerungen betrachtet, und wenn man sieht, wie das Aussehen gebessert und vor allem die Kautätigkeit wieder völlig hergestellt wird, so erkennt man den großen Wert und die Bedeutung, welche die moderne Zahnheilkunde auch am Dienste des Vaterlandes besitzt. Herr Professor Pfaff unterrichtete über dieses wichtige Gebiet in zahlreichen Stunden nicht nur theoretisch, sondern stellte auch eine Menge Verletzter schon aus diesem Kriege, die seiner Behandlung von der Militärbehörde anvertraut sind, seinen Hörern vor. Herr Dr. Schönbeck unterstützte die Ausführungen des Herrn Professor Pfaff durch vorzügliche Demonstrationen in Röntgenaufnahmen der Kiefer, und es hatte jeder Kursteilnehmer auch Gelegenheit, solche Röntgenaufnahmen selbst praktisch auszuführen. Zu gleicher Zeit hielt Herr Privatdozent Dr. Freiherr von Lesser einen allgemeinen Verbandkursus mit praktischen Uebungen ab. — Nach dem Feldzug 1870/71 sprach der berühmte Chirurg Langenbeck es aus, daß er nie einen Feldzug ohne kriegsgeschulte Zahnärzte mehr mitmachen möchte; es ist den obengenannten Herren zu danken, wenn solche kriegsgeschulte Zahnärzte in größerer Zahl jetzt zur Verfügung stehen. Dr. L.

* **Theaterchronik.** Die Intendanz des fürstlichen Hoftheaters zu Gera, Reuß, hat beschlossen, das Personal, das vom Fürsten Heinrich XXVII. eine Sustentationsgage erhält, in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. Es haben bereits mehrere Vorstellungen zu wohltätigen Zwecken stattgefunden. Das Personal des fürstlichen Hoftheaters spielt bis auf weiteres in der dortigen Tonhalle und nicht im Hoftheater. — Das Meininger Hoftheater, das nun doch seine künstlerische Arbeit aufgenommen hat, wurde mit einem Weihespiel von Richard Voß eröffnet, in dem der Dichter der unsterblichen Kunst und dem Wirken des Herzogs fürs Vaterland in erhebenden Versen ein Denkmal setzte. Im Anschluß daran ging Kleist's „Prinz von Homburg" in Szene. Der Vorstellung wohnten Herzog Bernhard von Meiningen und die Freifrau von Heldburg, die Witwe des verstorbenen Herzogs, bei. — Arthur Schnitzler, dessen dramatische Historie „Der junge Medardus" im Berliner Lessing-Theater zum ersten Male in Szene geht, stellt die Hälfte seines Anteils an allen Einnahmen des Stückes zugunsten hilfsbedürftiger Schauspieler und zur Beschaffung von Liebesgaben für die deutsch-österreichische Armee zur Verfügung. — Friedrich Kayßler ist für die Rolle des Luther im Drama „Die Nachtigall von Wittenberg" von August Strindberg, dessen Uraufführung Anfang November im Berliner Deutschen Künstler-Theater stattfindet, verpflichtet worden. — „Katte", das neue fünfaktige Drama von Hermann Burte (dem Dichter des „Wiltfeber" und des „Herzog Utz") wird am 31. Oktober am Königlichen Schauspielhaus in Dresden seine Uraufführung haben. Das Werk ist ferner zur Aufführung angenommen worden von der General-Intendantur der Königlichen Schauspiele in Berlin, vom Königlichen Hoftheater in München und vom Großherzoglichen Hof- und National-Theater in Mannheim.

* **Beethoven ein Belgier?!** Pariser Blätter haben dem Tondichter Ludwig van Beethoven die belgische Staatsangehörigkeit zudiktiert, und der „Figaro" entblödet sich nicht, zu behaupten, dieses Meisters Werke seien die reinsten Emanationen des französischen Genies! Die musikgeschichtliche Forschung hat längst als durchaus feststehend nachgewiesen, daß Beethovens Vater Holländer, seine Mutter (eine Tochter des Kochs Heinrich Rewersch zu Ehrenbreitstein) eine Deutsche ist. Hierzu macht die „N. Fr. Pr." folgende sehr richtige Bemerkungen: „Die Tatsachen sprechen also eine sehr deutliche Sprache gegen die neuesten Entdeckungen der Pariser Kulturhistoriker. Freilich, die etwaige Behauptung, Beethoven habe keine deutsche Musik gemacht, läßt sich nicht aus Kirchenbüchern und Biographien widerlegen. In der Kunst der tönenden Ideen entscheidet nur das Gefühl. Wir nehmen uns gar nicht die Mühe, die Frage zu beantworten, ob es die Franzosen mit Recht oder mit Unrecht wagen dürfen, die „Missa solemnis", den „Fidelio", die Neunte Sinfonie und die letzten Quartette durch gewaltsame Einreihung in ihre französische Musik zu verunglimpfen. Die Franzosen haben anfänglich Beethoven überhaupt nicht verstanden. Als Habeneck vor hundert Jahren die ersten drei Sinfonien aufzuführen wagte, haben die Pariser laut gelacht. Man fand die Musik „bizarr" und „barock", empfand sie als eine Häufung barbarischer Akkorde. Wagner schrieb in seiner Schrift „Beethoven", die er im Siegestaumel des Jahres 1870 verfaßte: „Dem deutschen Volke ist das Gefällige versagt; dafür ist sein wahrhaftes Dichten und Tun innig und erhaben. Und nichts kann sich den Siegen seiner Tapferkeit in diesem wundervollen Jahre 1870 erhebender zur Seite stellen als das Andenken an unseren großen Beethoven, der nun vor hundert Jahren dem deutschen Volke geboren wurde. Dort, wohin jetzt unsere Waffen dringen, an dem Ursitze der „frechen Mode", hatte sein Genius schon die edelste Eroberung begonnen. . . ." Das ist nun freilich nicht mehr richtig. Indem sie ihn für ihresgleichen halten, haben die Franzosen gezeigt, daß sie Beethovens wahre Größe niemals verstanden haben. Die Behauptung, daß Deutschland „Beethovens Genie in schamloser Weise ausbeute", ist eine im Grimme des Schwächegefühls entstandene Phrase von solcher Unsinnigkeit, daß sie eine ernsthafte Antwort gar nicht verdient. Und wenn, wie der „Figaro" meint, Beethoven wirklich die reinste Form französischen Genies verkörpert, dann müssen wir allerdings künftig in Herrn Saint-Saëns das Urbild des deutschen Genies verehren!"

* **Baurat Karl Mühlenpfordt,** der hervorragende Lübecker Architekt, ist jetzt als ordentlicher Professor auf einen neu gegründeten Lehrstuhl für Architektur und Städtebau an die Braunschweiger Technische Hochschule berufen worden. Mühlenpfordt steht gerade als Leutnant d. R. eines Infanterieregiments in Frankreich vor dem Feinde. Mühlenpfordt, der als Städtebauer und Denkmalpfleger ebenso wie durch seine Bauten sich einen guten Namen erworben hat, ist es vor allem zu danken, daß sich die neuen öffentlichen Gebäude Lübecks in das alte Stadtbild so mustergültig eingliedern. Auch für eine erfolgreiche Ausübung der Bauberatung hat er die Wege gezeigt. Noch jüngst konnte man es ihm danken, daß sein Entwurf für die Lösung der vielumstrittenen Frage des Lübecker Holstentores und des neuen Kaiser-Wilhelm-Volkshauses die einzig mögliche Lösung brachte.

* **Vollendung von Kampfs Fichtebild.** Professor Arthur Kampf, der in diesem Frühjahr in der neuen Aula der Berliner Universität damit begann, sein Monumentalbild Fichtes als des Redners an die deutsche Nation auf die Kathederwand zu malen, hat seine Arbeit an dieser vaterländischen Aufgabe in den Kriegsmonaten rüstig gefördert und ist jetzt dem Abschluß nahe. In etwa zwei Wochen dürfte das große Werk vollendet sein.

* **Hochschulnachrichten.** Professor D. Ernst Troeltsch, der hervorragende Heidelberger Theologe und Religionsphilosoph, der einen Ruf nach Berlin angenommen hat, wird in diesem Winter noch in Heidelberg Vorlesungen halten. — In der Aula der Universität Frankfurt a. M. hat die erste Immatrikulation stattgefunden, zu der 43 Studierende, darunter vier Damen, erschienen waren, die nach einer kurzen Ansprache des Rektors durch Handschlag zu Gehorsam gegenüber den Satzungen verpflichtet wurden. — Der Archäologe Albert Naef, der Architekt der Restaurationsarbeiten von Schloß Chillon, wurde zum außerordentlichen Professor der Kunstgeschichte und Archäologie an der Universität Lausanne ernannt. — In der philosophischen Fakultät der Berliner Universität hat sich soeben Dr. Ernst Wagemann für das Fach der Volkswirtschaft als Privatdozent habilitiert. Seine Antrittsvorlesung hielt er über die deutschen Kolonisten in Südamerika. Wagemann hat in Heidelberg 1907 mit einer Arbeit über soziale Klassen- und Sozialpolitik in Britisch-Westindien die Doktorwürde erhalten. Im vorigen Jahre gab Wagemann ein Buch über die Wirtschaftsverfassung der Republik Chile heraus, in dem er zur Entwicklungsgeschichte der Geldwirtschaft und Papierwährung Beiträge lieferte.

Vermischtes.

Lord Byron als Prophet.

Sieh' ostwärts, wo des Ganges schwarzer Sohn
Am Joche schüttelt, bis er ihm entflohn;
Den Aufruhr seh' ich dort sein Haupt erheben,
Es läßt die Nemesis die Mörder beben,
Bis daß den Indus färbt die Purpurflut,
Wenn er erlangt des Nordens schuldig Blut.
So sterbt denn! wenn euch Pallas Freiheit lieh, —
Nie, daß ihr andre knechtet, wollte sie. —
Zur Heimat schau' — gern siehst du nicht dahin —
's ist der Verzweiflung grimmes Lächeln drin:
Die City trauert, trotz der Feste Pracht,
Weil Hungersnot und Raubgier drinnen wacht. —
Lebt wohl! Genießt die kurze Zeit; erfaßt
Den Schatten eurer Macht, die schon erblaßt;
Die liebsten Wünsche flieh'n oft eilend fort;
Traum ist euer Reichtum, eure Macht ein Wort.
Das Gold, der Menschen Wunder, ach! verrann,
Was übrig blieb, vergeuden Räuber dann.
Mietlinge reihn sich nicht mehr, nah und fern
Erkauft, zu dem bezahlten Kriege gern.
Der müß'ge Kaufmann weint um all' die Waren,
Die nicht auf Schiffen mehr vom Kai nun fahren.
Zurückgesandt steht er auch stückweis nun
Sie modernd am blockierten Strande ruhn:
Der Weber bricht den Stuhl in Hungersnot. —
Mit welchem Blicke wird entlang den Strand,
Der flücht'ge Bürger schaun die Stadt im Brand,
Und wie der Flammensäule düst're Glut
Empor sich wirbelt ob der Themse Flut?
Still, Albion! War doch die Fackel dein,
Die so gebrannt vom Tajo bis zum Rhein;
Zu deinem Strand wälzt nun ihr Glühen sich.
Wer es verdient, das frage dich!
Es fordert das Gesetz nur Blut um Blut,
Drum klagt umsonst, wer selbst erweckt die Glut.

(„Der Fluch der Minerva", gedichtet 1811, erschienen 1828.)

*

Gedankensplitter aus amerikanischen Zeitungen gibt das „Hamburger Fremdenblatt" wieder:

Es gibt doch viele russische Namen, die mehr als „Petersburg" verbesserungsbedürftig sind. („Syracuse Post-Standard.")

Rom denkt augenscheinlich, es hätte bereits sein Teil an Veränderungen der europäischen Landkarte getan. („Chicago News.")

Welche Wirkung wird der Krieg auf die Titel haben, die reiche amerikanische Papas für ihre Töchter gekauft haben? („Duluth Herald.")

Sergeant Haase und der Pardon.

Von Freiherrn von Schlicht.

Wenn es einen Menschen gab, in dem nach dem Worte des Dichters zwei Seelen beständig in seiner Brust stritten, dann war es der Sergeant Haase. Nach außen hin war er ein auffallend strammer und hübscher Mensch, der in seiner Infanterieuniform ausgezeichnet aussah und dem gar manches holde Mägdelein sehnsüchtig und verlangend nachblickte, wenn er stolz aufgerichtet durch die Straßen der Stadt schritt. In seinem Aeußeren war er der Typus des preußischen Unteroffiziers, in seinem Innern aber war er, wie er es sich selber, aber auch nur sich allein offen eingestand, ein ganz gewöhnlicher Zivilist und das deshalb, weil er in seiner Brust ein Herz trug, das so weich war, daß er nicht einmal einer Fliege etwas tun konnte, geschweige denn seinen Leuten. Natürlich, tun durfte er denen ja auch nichts, nicht nur, weil das streng verboten war, sondern auch, weil das seinem eigenen Empfinden widersprach. Aber im Interesse des Dienstes mußte er doch oft mit einem unheiligen Donnerwetter dazwischen fahren, wenn die Griffe nicht klappten, oder wenn irgendein dämlicher Polack anstatt mit dem linken Fuß zuerst mit dem rechten antrat. Aber wenn er dann fluchte und er sah, wie die Leute bei seinen Worten ängstlich zusammenfuhren, dann empfand er mit seinen Untergebenen ein solches Mitleid, daß er sie am liebsten gleich darauf getröstet und ihnen zugerufen hätte: Kinder, tut mir den einzigen Gefallen, und weint nicht. Ich habe mir bei meinen Worten ja absolut nichts Böses gedacht und ihr könnt davon überzeugt sein, daß es mir noch viel weniger Vergnügen macht, zu schelten, als euch, ausgescholten zu werden.

Sergeant Haase hatte die Seele eines Kindes, bis dann plötzlich die Stunde kam, in der er nicht mehr wie bisher gegen seinen Willen, sondern aus ehrlichster Ueberzeugung fluchte. Das geschah, als der Befehl zur Mobilmachung kam. Der Krieg war da, hurra! Aber in die große Freude mischte sich bitteres Leid. Sein Regiment lag weit ab von der Grenze, und es würden nicht nur noch Tage, sondern Wochen vergehen, ehe es an den Feind ging. Da mußte man doch fluchen, was das Zeug halten wollte. Der Krieg war da, und von dem Augenblick der Mobilmachung an war das Zivilistische in dem Sergeanten Haase gestorben, er wußte nicht mehr, was ein Herz war. Wenigstens bildete er sich das felsenfest ein. Und als dann in die Garnison die ersten Siegesnachrichten von der Westgrenze kamen, zugleich aber auch die ersten Meldungen von den bestialischen Grausamkeiten, die an den deutschen Gefangenen verübt wurden, da war es der Sergeant Haase, der bei den gemeinsamen Mahlzeiten im Unteroffizierskasino am lautesten verkündete: „An den Franzosen und an den Belgiern, die uns in die Hände fallen, müßten wir Gleiches mit Gleichem vergelten, bis die Gegner uns schwören, unsere Gefangenen menschlich zu behandeln. Aber da es uns nicht liegt, bei den Grausamkeiten Gleiches mit Gleichem zu vergelten, müßte es bei uns Grundsatz sein, keine Gefangenen zu machen, und unter gar keinen Umständen Pardon zu geben. Natürlich, ganze Truppenteile, die sich gefangen nehmen lassen, kann man nicht niedermachen, aber wenigstens im Einzelgefecht sollte und müßte man unerbittlich sein, und soviel weiß ich — ich gebe keinen Pardon, und wer von den Franzosen in die Nähe meines Flintenlaufes oder auch nur meines Gewehrkolbens kommt, der ist geliefert, da hilft ihm kein Gott und erst recht kein Mensch."

Wenn der Sergeant Haase so sprach, blitzte es in seinen sonst so gutmütigen Augen wild und beinahe teuflisch auf, daß die Kameraden sich gegenseitig ganz verwundert ansahen, und daß sie sich im stillen fragten: ob dessen kriegerische Stimmung wohl lange anhalten würde?

Aber die hielt an und sie ging auch nicht zum Teufel, während der endlos langen Eisenbahnfahrt, die das Regiment dann endlich an die Grenzen brachte. Gar manchen Tag und manche Nacht dauerte der Transport, und je häufiger sie unterwegs von den weiteren Erfolgen der deutschen Waffen und der Gefangennahme zahlreicher Franzosen und Belgier hörten, desto mehr lehnte sich in dem Sergeanten Haase alles gegen diese humane Kriegsführung auf und immer wieder sagte er sich: na, soviel weiß ich, ich gebe keinen Pardon, und wenn der Franzose mich auch kniefällig darum bittet.

Bis dann der Tag kam, an dem sich dem Sergeanten Haase die Gelegenheit bot, seine Worte in die Tat umsetzen zu können.

Bei einem Vorgehen seiner Kompanie gegen ein nur schwach besetztes feindliches Dorf war Sergeant Haase mit zwölf Mann als rechte Seitendeckung abgeschickt, um sich später in dem Dorf selbst wieder mit seiner Kompanie zu vereinen, als er plötzlich und unerwartet unter Feuer genommen wurde. Blitzschnell warf er sich mit seinen Leuten auf die Erde. Unter Zuhilfenahme seines Fernglases hatte er gleich darauf festgestellt, woher das Feuer kam. Dort drüben halb rechts vor ihm saß eine schwache feindliche Abteilung in dem Chausseegraben, den sie als Deckung benutzte, und die Leute schienen die feste Absicht zu haben, ihn mit seinen Kerls in das bessere Jenseits zu befördern, wenigstens schossen sie wie wild darauf los.

„Immer schießt nur, Kinder," dachte der Sergeant Haase, „schießen könnt ihr, soviel ihr wollt, schon damit eure Patronen bald alle werden, schießen könnt ihr, das stört mich absolut nicht, ihr dürft nur nicht treffen und damit ihr das nicht tut, werden wir euch jetzt etwas unter Feuer nehmen. Nun paßt auf, aber nehmt die Köpfe hübsch weg."

Und gleich darauf erklang sein Kommando: „Vor uns halb rechts im Chausseegraben feindliche Infanterie — Kopf- und Brustziele — Visier sechshundert Meter — ganz langsames, ruhiges, bestgezieltes Einzelfeuer."

Langsam wie auf dem Scheibenstand ließ Sergeant Haase seine Leute schießen, während er selbst nur ab und zu einen Schuß abgab, um besser die Feuerwirkung seiner kleinen Abteilung beobachten zu können. Und seine Leute schossen gut, ganz deutlich sah er durch sein Glas, wie da drüben gar mancher das Gewehr aus der Hand fallen ließ, um dann zusammenzusinken. Das Feuer da drüben wurde immer schwächer. Waren es zunächst wohl zwanzig Mann gewesen, die seinen Vormarsch aufzuhalten versuchten, so waren es jetzt wohl nicht viel mehr als zehn. Auch die Brüder mußten ihm den Weg endlich freigeben, denn was sollte sein Hauptmann wohl von ihm denken, wenn er nachher nicht rechtzeitig mit seinen Leuten im Dorfe eintraf.

Also los: „Sprung — auf — marsch, marsch!"

Dann auf halber Entfernung ein kurzes: „Halt — hinlegen — geradeaus auf die verdammten Kerle da drüben — Visier dreihundert Meter — Schnellfeuer!"

Ein paar Minuten Pause, um frische Luft in die Lungen zu bekommen, dann ein neues Kommando: „Seitengewehr pflanzt auf — Sprung — auf — marsch, marsch!"

Und mit Hurra vorwärts!

Was half es den paar Franzosen da drüben, daß die in wahnsinniger Hast, ohne zu zielen, die letzten Patronen verfeuerten. Eine Minute später war die Abteilung überrannt und mit mächtigen Kolbenschlägen, denen kein französischer Schädel standhielt, wurde den Franzosen der Garaus gemacht. Eingedenk der Instruktion ihres Führers wurde kein Pardon gegeben. Am allerwenigsten von dem Sergeanten Haase selbst. Der war als Erster bei den französischen Schützen angelangt, als Erster hatte er den Gewehrkolben geschwungen, um ihn auf den Feind niederschmettern zu lassen, aber anstatt das sofort zu tun, stand er immer noch starr und unbeweglich, den Gewehrkolben hoch in der Luft über seinem eigenen Haupte und blickte in das Gesicht des französischen Infanteristen, der da jetzt vor ihm auf den Knien lag und mit stummen und doch so beredten, flehenden Augen zu ihm aufblickte, daß dem Sergeanten Haase ganz sonderbar zumute wurde, denn in diesen Augen stand geschrieben: Wenn du noch einen Funken von Mitleid empfinden kannst, dann töte mich nicht. Ich tat nur meine Pflicht wie du, du sicher freiwillig, ich aber gezwungen, denn ich hasse diesen Krieg.

Aber nicht allein, daß diese Augen so lebhaft sprachen, es war dem Sergeanten Haase, als habe er überhaupt noch nie bei einem Manne, noch dazu bei einem Soldaten, so wundervolle, beinahe frauenhaft schöne, träumerische Augen gesehen. Und zu diesen Augen gehörte ein Gesicht, so weich und zart und doch nicht ohne eine gewisse Energie. „Sicher ein Künstler, ein Komödiant, ein Musiker oder ein ähnliches Gesindel," dachte sich Sergeant Haase im stillen. Aber was ging ihn das an, der Franzose mußte sterben, da half dem kein Gott. Pardon wurde nicht gegeben und er holte mit dem Gewehrkolben noch weiter aus — — da richtete der Franzose nochmals seinen Blick auf ihn, während er ihm zugleich die rechte Hand mit dem Trauring entgegenstreckte und ihm zurief: „Pitié — pitié, marié — marié!"

„Hat sich was mit pitje, pitje, mein Junge," rief Sergeant Haase seinem Gegner zu, „pitje, pitje macht auf mich gar keinen Eindruck, ebensogut kannst du putje putje sagen. Und daß du marié, verheiratet bist, du siehst, mein Junge, etwas Französisch verstehe ich auch, ich habe das zu Hause in der Garnison nicht umsonst in meinen freien Stunden betrieben. Nun weiß ich, wozu das gut ist" Und das hocherhobene Gewehr auf die Erde stellend und sich darauf stützend, sah er den Franzosen nun seinerseits mit ganz großen Augen an, um den gleich darauf verwundert zu fragen: „Du bist schon verheiratet, mein Junge? Das hätte ich dir weiß Gott nicht zugetraut. Du kannst doch noch gar nicht trocken hinter den Ohren sein. Wie alt, oder richtiger gesagt, wie jung bist du denn?"

(Schluß folgt in der Abendausgabe.)

SLUB
Wir führen Wissen.